

Einführungsvortrag „Der Theatermacher“ Von Marvin Moers

Sehr geehrte Damen und Herren,

„Lebenslängliche Theaterkerkerhaft ohne die geringste Begnadigungsmöglichkeit und doch niemals aufgegeben.“ Dieses Schicksal oder diese Überzeugung schreibt Thomas Bernhard seiner Figur Bruscon zu. Bruscon ist ein Theatermacher, ein Staatsschauspieler und ein selbsternanntes Genie. Doch auch wenn sein Leitspruch positiv wirkt, ist die Art und Weise, wie Bruscon versucht, „niemals aufzugeben“ vor allem von Geringschätzung, Narzissmus und Dauerempörung geprägt. Wir verfolgen im Theatermacher einen Mann, der kaum ein gutes Wort über die aktuellen Gegebenheiten verliert. Im kleinen Ort Utzbach soll er sein „Rad der Geschichte“ aufführen und stößt dabei immer wieder auf Hindernisse. Sei es die örtliche Feuerwehr und das Notlicht, seine aus seiner Sicht talentfreie Familie, mit der er gezwungenermaßen tourt, oder das Etablissement „Der schwarze Hirsch“ selbst.

Am meisten leidet darunter seine Familie, mit der er als Wandertheater über die Dörfer zieht. Bruscon ist ein Größenwahnsinniger Despot, ein tyrannischer Prinzipal, und doch ist er in all dem Leid vor allem ein Opfer seiner eigenen Ambition. Der Leidtragende einer existenziellen Notwendigkeit eines künstlerischen Ausdrucks, der von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Er selbst ist ein Sinnbild für das Theater und für den Darsteller, der die tiefgreifende Vernarbung der Menschheit widerspiegelt. Gleichzeitig ist sein öffentlich ausgestellt Narzissmus schon früh als vulnerabel erkennbar.

„Der Theatermacher“ verschweigt uns nicht, wer Bruscon ist, er öffnet sich uns von Anfang an und gibt uns die Zeit, die wir benötigen, um für uns selbst zu urteilen. Es gibt kaum Veränderungen in seinem Handeln und doch wandelt er sich vor unseren Augen. Von einem von sich selbst überzeugten Schauspieler zur Karikatur eines Selbstdarstellers und am Schluss zu einem sterbenden einsamen Menschen.

Im Folgenden möchte ich mit Ihnen zusammen herausfinden, was Thomas Bernhard dazu brachte, einer Figur wie Bruscon eine Stimme zu geben,

und welche Erfahrungen er aus seinem Leben in die Erstellung dieser Tragikomödie hat einfließen lassen.

Um Bruscon wirklich verstehen zu können, müssen wir zuallererst den Autor verstehen. Thomas Bernhard schreibt über sich selbst: „Meine Existenz hat zeitlebens immer gestört. Ich habe immer gestört und ich habe immer irritiert. Alles, was ich schreibe, alles, was ich tue, ist Störung und Irritierung. Mein ganzes Leben als Existenz ist nichts anderes als ununterbrochenes Stören und Irritieren.“

Er wurde am 9. Februar 1931 in Heerlen in den Niederlanden geboren.

Schon ein Jahr später zog er zu seinen Großeltern mütterlicherseits nach Wien und lebte dort. Sein Großvater war der Schriftsteller Johannes Freumbichler, der sein Leben schon früh prägte und vermutlich maßgeblich für seinen weiteren Lebensweg verantwortlich war.

Von 1944 bis 1945 besuchte er das Humanistische Staatsgymnasium in Salzburg und begann zwei Jahre später eine kaufmännische Lehre, die er mit der Kaufmannsgehilfenprüfung abschloss. Nur ein Jahr später, 1948, ereilt Bernhard ein Schicksalsschlag, als er die Diagnose

Lungentuberkulose erhält. Er verbringt daraufhin drei Jahre seines Lebens in den Sanatorien Großmain und Grafenhof. Während seines Aufenthaltes dort stirbt 1949 sein Großvater am 11. Februar. Seine Gedanken ordnend, schreibt und veröffentlicht Thomas Bernhard 1950 seine Kurzgeschichte „Das rote Licht“ im Salzburger Volksblatt. Damals noch unter dem Pseudonym Thomas Fabian. Auch hier verarbeitet er Erlebtes. So ist es nicht ungewöhnlich, dass sein literarisches Erstlingswerk den Tod und existenzielle Bedrohung thematisiert, ein Thema, das neben allgegenwärtiger Gefahr später als zentrales Leitmotiv seine Bibliografie kennzeichnen soll. Im selben Jahr lernt Bernhard im Sanatorium am 27. Juli die Patientin Hedwig Stavianicek kennen, die er selbst immer wieder, als seinen „Lebensmensch“ bezeichnet. Sie förderte ihn finanziell und geistig und wurde später seine Begleiterin auf Reisen. Obwohl ein erheblicher Altersunterschied von 37 Jahren zwischen ihnen lag, hatten die beiden laut Briefen ab 1954 eine innige Beziehung. Nicht einmal drei Monate nach diesem erfreulichen Ereignis stirbt seine Mutter am 13. Oktober.

Nach seinem Aufenthalt in den Sanatorien veröffentlicht er seine Lyrik im Münchner Merkur und wird ab 1952 freier Mitarbeiter beim Demokratischen Volksblatt in Salzburg.

Er entschließt sich 1955, seiner Neugier folgend, an der Hochschule für Musik und darstellende Künste Mozarteum in Salzburg Schauspiel und Regie zu studieren.

1963 gelingt Bernhard mit seinem Roman „Frost“ endlich der literarische Durchbruch. Von 1964-1969 erhält Thomas nun fast jährlich Preise für seine Literatur und veröffentlicht sieben weitere Werke. Ab 1970 feiert Bernhard jetzt auch am Theater Erfolg mit seinem ersten Theaterstück „Ein Fest für Boris“ unter der Regie von Claus Peymann. 1972 kommt es dann zu einer Situation, die fast eins zu eins im 13 Jahre späteren „Theatermacher“ vorkommt: Bei den Salzburger Festspielen wird das Theaterstück „Der Ignorant und der Wahnsinnige“ unter der Regie von Claus Peymann uraufgeführt. Hierbei kommt es zum Skandal um das Notlicht, welches sowohl Bernhard als auch Peymann in der Schlusszene abdrehen lassen wollten. Als ihnen das verwehrt wird, weigert sich das Ensemble aufzutreten und alle weiteren Vorstellungen werden abgesagt. Bernhard telegraphierte nach dem Vorfall: „Eine Gesellschaft, die zwei Minuten Finsternis nicht verträgt, kommt ohne mein Schauspiel aus.“

In einem späten Interview äußerte Thomas Bernhard sich über sein Leben mit folgenden Worten: „Das Theater, das ich mit vier und mit fünf und mit sechs Jahren für mein ganzes Leben eröffnet habe, ist schon eine in die Hunderttausende von Figuren vernarrte Bühne, [...]. Jede dieser Figuren bin ich, der Direktor bin ich. Und das Publikum? Wir können die Bühne in die Unendlichkeit hinein erweitern, sie zusammenschrumpfen lassen auf den Guckkasten des eigenen Kopfes [...]. Ein Kind ist immer ein Schauspieldirektor, und ich bin schon sehr früh ein Schauspieldirektor gewesen. Zuerst habe ich hundertprozentig eine Tragödie aufgeführt und dann eine Komödie und dann wieder eine Tragödie, dann vermischte sich das Theater, es ist nicht mehr erkennbar, ob es eine Tragödie oder eine Komödie ist. Das verwirrt die Zuschauer.“

In Bernhards Leben gab es lange Zeit immer nur zwei Konstanten. Da sind auf der einen Seite seine Partnerin Hedwig Stavianicek, mit der er 30 Jahre eine innige Beziehung pflegte, und sein engster Vertrauter Claus Peymann, der fast alle seine Uraufführungen inszenierte. Auch seine Beziehung zu diesen für ihn wichtigsten Menschen verarbeitete er in literarischer Form. So spiegelt sich seine Beziehung unter anderem in seinem Roman „Alte Meister“ von 1985 wider. Seine intensiven Gespräche und die gegenseitige Bewunderung gegenüber Peymann verewigte er 1980 in einer satirischen Dramolett-Trilogie mit dem Titel „Claus Peymann kauft sich eine Hose und geht mit mir essen“.

Jetzt haben wir viel über Thomas Bernhard gesprochen und noch überhaupt nicht über das Werk. „Der Theatermacher“ wurde 1985 bei den Salzburger Festspielen uraufgeführt. Er zeigt die Vorbereitung auf ein Theaterstück, „Das Rad der Geschichte“, welches von Bruscon und seiner Familie aufgeführt werden soll. Zu seiner Familie gehören seine Tochter Sarah, sein Sohn Ferruccio und seine Frau Agathe. Allesamt beschimpft er als untalentierte. Das ist allerdings nur wenig verwunderlich, denn wer würde neben ihm schon glänzen können? Immerhin ist er ein Staatsschauspieler. Staatsschauspieler ist dabei ein Beamtenstand ähnlicher Stand. Als Träger dieses Titels genoss man eine Unkündbarkeit durch nicht begrenzte Dienstverträge und Pensionsansprüche neben anderen kleinen Vorteilen.

Jetzt stellt sich hier nur die Frage: „Warum reist ein Staatsschauspieler mit seiner nach eigenen Aussagen untalentierte Familie durch die Dörfer?“ Man bekommt sehr schnell ein Bild von Bruscon vermittelt, welches nicht dazu passt, dass er aus eigenem Antrieb eine Anstellung an einem Staatstheater beendet hat. Er verabscheut das Publikum, das sie auf ihrer Reise bespielen, und verunglimpft die Provinzen, wann immer er die Möglichkeit dazu bekommt. So auch in Utzbach: Er sieht das Publikum als Vertreter einer engen, reaktionären Provinzlandschaft, die jegliche künstlerische Innovation erstickt. Dabei wird immer wieder von der Unfähigkeit der Zuschauer gesprochen, aber nie von seinem Vermögen, eben jene Zuschauer zu erreichen. Ganz im Gegenteil: Ohne zu reflektieren betrachtet er sich als Genie, welches von ignoranten Menschen umgeben ist. Die Zuschauer werden nicht als gleichwertige Theaterbesucher gesehen, sondern als notwendiges, aber lästiges Übel.

Dennoch bleibt die Frage ungeklärt, warum Bruscon nicht an einem Staatstheater spielt. So bleibt offen, ob es sich bei Bruscon wirklich um einen Staatsschauspieler handelt oder ob er diesen Titel für sich als Genie einfordert. Was er in jedem Fall einfordert, ist die Bewunderung seiner Familie. Seine Kinder sind gezwungen, ihn „den größten Schauspieler aller Zeiten“ zu nennen, während er von sich selbst in absurder Selbstüberschätzung glaubt, Schopenhauer zu sein, und von einem Wiedergeburtsgedanken spricht.

Sein absurdes Verhalten lässt sich später ebenfalls an der Frittatensuppe deutlich ablesen, die er zu einer Hamlet'schen Existenzsuppe erklärt: „Leberknödelsuppe [...] oder Frittatensuppe [...] das war immer die Frage.“ Wie in den genannten Beispielen handelt es sich bei Bruscon definitiv nicht um einen Mann mit gesundem Geist. Viele sprechen von einer narzisstischen Störung. Er besitzt ein übertriebenes Gefühl der eigenen Wichtigkeit und übertreibt vor anderen mit seinen Leistungen. Dabei ist es

egal, ob er davon spricht, wie talentfrei alle anderen im Vergleich zu ihm sind, oder ob er sich mit Namen von großen Häusern und Rollen brüstet. Er hat eine ausgeprägte Bewunderungssucht, die vor niemandem Halt macht, und in seinem Suchen nach Aufmerksamkeit ist es völlig egal wer seinen Weg kreuzt und ob die betreffende Person auch nur das geringste Interesse an ihm hat. So wie auch schon zu Beginn des Stücks der Wirt des „Schwarzen Hirschs“. Gerade dem armen Wirt gegenüber, aber auch seiner eigenen Frau wird seine mangelnde Empathie schonungslos aufgezeigt. Er stellt ein Anspruchsdenken zur Schau, was jeden Mitspieler dieser Komödie auf seinen Platz verweist. Seine Kinder werden instrumentalisiert und immer wieder herabgewürdigt, um sein Selbstbild zu stabilisieren. Zu diesem Thema veröffentlichte das Fachblatt „Social Psychological and Personality Science“ zwei Studien von der Universität Leipzig und der Westfälischen Wilhelms Universität Münster. Die Studien konzentrierten sich dabei auf die Frage, wie sehr die beiden Hauptfacetten von Narzissmus (Bewunderungssucht und Abwertung anderer) bei Schauspielenden ausgeprägt sind.

Das Ergebnis stellt fest, dass die Befragten Schauspielenden tatsächlich eine erhöhte Tendenz zum narzisstischen Streben nach Bewunderung und Selbstdarstellung haben. Das Streben nach Bewunderung könnte daher eine wichtige Antriebsfeder für Schauspielende darstellen. Gleichzeitig hatten laut Studie die Schauspielenden aber eine abgemilderte narzisstische Tendenz zur Fremdadwertung und Aggressivität. Michael Dufner von der Universität Leipzig erklärte: „Narzisstischer Neid und Missgunst sind hingegen eher untypisch für Schauspielende, eventuell, weil sie keine guten Voraussetzungen für Erfolg auf der Bühne sind.“

So bestätigt Bruscon mit seinem Verhalten die vorliegende Studie. Seine Form von Narzissmus steht ihm auf seinem Weg zum Erfolg im Weg. Egal ob er tatsächlich Staatsschauspieler ist oder ob er es einfach nur behauptet. Seine Art und Weise, wie er mit Menschen umgeht, spricht Bände, weshalb er möglicherweise trotz Unkündbarkeit durch die Dörfer touren muss.

Damit stellen wir uns der Frage: Warum tourt Bruscon mit seiner leidgeplagten Familie durch die Dörfer? Er selbst kann kein gutes Wort an den aktuellen Orten lassen. Und immer, wenn er etwas Positives über vergangene Orte zu sagen hat, dann nur, um den aktuellen Ort abzuwerten. So auch sein Kommentar über die Frittatensuppe in Gaspoltshofen. Dort hatte sie fast keine Fettaggen, was nichts ist als eine Herabwürdigung des „schwarzen Hirschs“ und „Utzbach“. „Utzbach wie Butzbach“, fährt

Bruscon in seinen Ausschweifungen fort und verunglimpft den Ort, die Bewohner und immer wieder die Obrigkeit.

Nicht zuletzt auch mit einer Szene, die Bernhard so selbst erlebt hat. Für Bruscons „Rad der Geschichte“ soll im Finale das Licht gelöscht werden. Damit es ganz dunkel ist, soll auch das Notlicht gelöscht werden. Dafür braucht es aber die Einwilligung der hiesigen Feuerwehr. Doch noch bevor der Feuerwehr die Frage das Notlicht betreffend gestellt werden kann, fährt Bruscon in seinen Hasstiraden fort.

Der Ort stinkt, alle Portraits von Männern an den Wänden sind nur Hitler-Portraits und abgesehen davon wohnen auf dem Land sowieso nur Nazis und Dienstag ist Blutwursttag. Bernhard nutzt Bruscon im „Theatermacher“, um seine Österreich-Kritik anzubringen. Er übertreibt maßlos, trifft aber damit dennoch das von ihm so verhasste Bild. Er kritisiert die Kleingeistigkeit, den Provinzialismus und die Verlogenheit. Stellt zur Schau, dass sowohl Österreich als auch Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg immer noch in Teilen einem Denken unterliegen, das die Entnazifizierung überlebt hat. Er sagt nicht, dass alle Österreicher und Deutschen Nazis sind, aber vermittelt durchaus, dass es fast 40 Jahre später immer noch „braune Sümpfe“ gibt, die nie trockengelegt wurden. Er setzte sich auch in anderen Werken immer wieder mit diesem Thema auseinander und provozierte bewusst mit Aussagen, dass es nach 1945 in Österreich mehr Nazis gegeben hat als vor 1938. Er sieht den Nationalsozialismus als etwas, das eng mit dem Katholizismus und Spießertum verbunden ist, und spricht oft von Weitergabe nationalsozialistischen Denkens an Nachkommen. So wie Kinder schon früh an Religion herangeführt werden, so werden sie ebenso früh an Ideologien aus dem Dritten Reich herangeführt. Mit solchen und so ähnlichen Aussagen inszeniert sich Bernhard selbst als Provokateur, der damit, wie er selbst sagt, „die Nazi-Suppe in Österreich angreifen will“.

Mit all diesem Vorwissen schauen wir nun erneut auf Bruscon, den Theatermacher, der seine Familie emotional misshandelt und abseits von sich selbst alles herabwürdigt.

Doch nach all dem sehen wir nun nicht mehr ausschließlich den Despoten. Wir sehen einen Mann, der mehr zu einer Karikatur eines Schauspielers geworden ist, der eine Ansammlung von Schauspielern ist, die Thomas Bernhard kennenlernen durfte. Auch eine gewisse Ähnlichkeit zu seinem engen Vertrauten Claus Peymann ist vorhanden und selbst ein Stück Bernhard steckt mit drin in Bruscon. Es mag nicht so wirken, aber als Sprachrohr wird auch Bruscon in die Rolle des Provokateurs getrieben. Er

übertreibt, um auf Missstände aufmerksam zu machen, und immer wieder lässt er Persönliches mit einfließen, stellt seinen modulierten Narzissmus zur Schau und zeigt uns als Zuschauer einen Einblick in die Theaterwelt und in die Psyche eines Schauspielers, wie wir sie selten erleben dürfen. Wir sehen keinen Versuch, ein Theaterstück aufzuführen. Wir sehen die existentielle Notwendigkeit des künstlerischen Ausdrucks. Es geht nicht um ein Theaterstück. Es geht um die einzige Sprache, die der Protagonist spricht, und nur mit dieser Sprache kann er sich Gehör verschaffen. Es ist kein Schauspieler, der Text aufsagt, es ist ein Mensch, der sein Innerstes nach außen krepelt und sich vor dem Publikum verletzlich macht. Und gegen alle Hindernisse ankämpft, um weiter „sprechen“ zu können.

Der Theatermacher ist eine philosophische Reflexion darüber, wie Kunst versucht, Ordnung in eine chaotische Welt zu bringen. Und bei diesem Versuch zwangsläufig an eigenen Ansprüchen und der Realität scheitert. Wir sehen keinen Menschen, der von sich überzeugt ist, wir sehen ein fragiles Wesen, das die Welt herausfordert, um reden zu dürfen.